

# Rezensionen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums**

Band (Jahr): **59 (2003)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Rezensionen

STEPHAN VASEL, *Philosophisch verantwortete Christologie und christlich-jüdischer Dialog. Schritte zu einer doppelt apologetischen Christologie in Auseinandersetzung mit den Entwürfen von H.-J. Kraus, F.-W. Marquardt, P. M. van Buren, P. Tillich, W. Pannenberg und W. Härle*, Gütersloh: Güterloher Verlagshaus 2001, 768 S.; ISBN 3-579-05315-9.

In der 768 Seiten langen, im Sommersemester 2000 von der Universität-Gesamthochschule Siegen als Dissertation angenommenen Untersuchung sieht der Verfasser die im Titel genannten sechs Theologen als Vertreter zweier Typen einseitig apologetischer Christologie, die vor allem durch ihren jeweiligen Verantwortungshorizont bestimmt sind: Die ersten drei (Kraus, Marquardt, van Buren) verantworten den christlichen Glauben vor dem uns heute gleichzeitigen Judentum, während die drei anderen (Tillich, Pannenberg, Härle) den christlichen Glauben gegenüber der Philosophie zu verantworten versuchen.

Der Verfasser verfolgt die ambitionierte Absicht, die jeweilige Einseitigkeit der von ihm untersuchten christologischen Entwürfe zu überwinden und den Boden für eine *doppelt apologetische Christologie* zu bereiten, die sich sowohl vor dem Forum gegenwärtigen Judentums als auch vor dem Forum der Philosophie verantworten kann. Eine der größten Schwierigkeiten dafür liegt nun allerdings in der hinlänglich bekannten Tatsache, dass Kraus und Marquardt in ihren Entwürfen mit den primär philosophisch verantworteten Theoriebildungen der christlichen Tradition radikal brechen wollen. Daraus ergibt sich die erste Aufgabe, der der Verfasser in einer Rekonstruktion der christologischen Entwürfe von Kraus, Marquardt und van Buren nachgeht, ob dieser Bruch mit der philosophisch sich verantwortenden Theologie *plausibel* ist und ob die (vom Verfasser uneingeschränkt bejahte) Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden notwendigerweise einen Bruch mit den philosophischen Theoriebildungen christlicher Theologie erfordere.

Die zweite Aufgabe auf dem Weg zu einer doppelt apologetischen Christologie versucht der Verfasser in kritischer Auseinandersetzung mit den christologischen Beiträgen von Tillich, Pannenberg und Härle zu bearbeiten, indem er prüft, inwiefern sie das Anliegen der Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden, ausgehend von den Prämissen einer vorwiegend philosophisch orientierten Theologie, verfolgen.

Der Verfasser hat seine Untersuchung in drei Teile gegliedert. In Teil I werden die *israelbezogenen Christologien* von Kraus (S. 27–120), Marquardt (S. 121–258) und van Buren (S. 259–368), in Teil II die *philosophisch verantworteten Christologien* von Tillich (S. 382–486), Pannenberg (S. 487–597) und Härle (S. 598–710) dargestellt. Die Darstellungen dieser sechs Christologien sind parallel aufgebaut, mit einer sich aus den beiden Grundtypen sachlich ergebenden Differenz: Der Verfasser beginnt jeweils mit einer „Darstellung der Christologie in Grundzügen“, dann werden bei Kraus, Marquardt und

van Buren zuerst die „Israelbezüge“, dann die „Religionsphilosophischen Prämissen“ herausgearbeitet, während bei Tillich, Pannenberg und Härle diese beiden Abschnitte in umgekehrter Reihenfolge angeordnet sind. Im vierten Abschnitt fragt der Verfasser dann jeweils nach dem „Erkenntnisgewinn für eine doppelt apologetische Christologie“.

Am Ende von Teil I werden die „Tendenzen primär israelbezogener Christologie im Lichte philosophisch verantworteter Theologie“ (S. 369–377) und am Ende von Teil II die „Tendenzen primär philosophisch verantworteter Christologie im Lichte des christlich-jüdischen Dialogs“ (S. 711–721) jeweils zusammengefasst. Diese Zusammenfassungen münden dann in den kurzen Teil III: „Perspektiven für eine doppelt apologetische Theologie“ (S. 723–742), in dem der Verfasser seine eigene Position skizziert. Wer sich über die Absicht und den Ertrag des Buches in aller Kürze informieren möchte, sollte – neben der Einleitung – diese Abschnitte lesen.

Zweierlei ist an des Verfassers Untersuchung besonders zu würdigen: Zum einen bietet sie kenntnisreiche Darstellungen der in der Systematischen Theologie der Gegenwart (allerhöchstens) eine Randexistenz führenden Christologien von Kraus, Marquardt und van Buren (im Unterschied dazu ist über Tillichs und Pannenburgs Christologie schon viel geschrieben worden) und wird eine gute Quelle für diejenigen sein, die sich über diese drei Theologen informieren wollen. Beachtenswert ist dabei auch die kritische Auseinandersetzung des Verfassers mit der von Kraus und Marquardt vertretenen Form der Wort-Gottes-Theologie und ihrem wenig reflektierten Vernunft- und Philosophieverständnis. Der Verfasser hat vermutlich recht mit seinem Urteil, dass „die Form, in der die im christlich-jüdischen Dialog gewonnenen Erkenntnisse bei Kraus und Marquardt zur Darstellung kommen, dem christlich-jüdischen Dialog auf Dauer schaden“ werde (S. 257).

Zum andern ist des Verfassers Untersuchung als der Versuch zu würdigen, die primär israelbezogenen Christologien endlich einmal in einen „Dialog“ mit Christologien zu bringen, die auf ein anderes Forum hin orientiert sind. Dieser Schritt war überfällig und ist eine Bereicherung für den systematisch-theologischen Diskurs. Allerdings ist – wenn man den apologetischen Ansatz wählt – des Verfassers doppelt apologetische Christologie zugleich eine Reduktion der Foren, in denen eine jede Christologie zur Verantwortung gezogen wird. Die sogenannten kontextuellen Theologien definieren ebenfalls Foren, in denen sich eine Christologie zu verantworten und zu bewähren hat. Die Konsequenz wäre dann wohl nicht nur eine doppelt, sondern eine *mehrfach* apologetische Christologie.

Zu kurz kommt beim Verfasser das Forum der christlichen Kirche in Geschichte und Gegenwart: also die theologische Verantwortung der Christologie vor den alt- und neutestamentlichen Zeugnissen ihres Ursprungs. Der Verfasser versteht unter Apologetik ganz traditionell die Verantwortung christlicher Theologie gegenüber einem Publikum ausserhalb von Kirche und Theologie: Apologetik ist nach dem Verfasser im Anschluss an Tillich „antwortende Theologie“ (S. 21). Dass eine Christologie auch immer und vor allem *Antwort* auf Gottes Offenbarung und die diese bezeugenden biblischen Texte ist, gerät dem Verfasser dabei etwas aus dem Blick.

Zum Schluss sollen noch ein paar wenige grundsätzliche Kritikpunkte angefügt werden:

- Nicht immer wird hinreichend deutlich, ob der Verfasser sich als Gesprächspartner des christlichen Theologen „den Juden“ oder „den Judenchristen“ vorstellt. Dieselbe Unklarheit entsteht bei seiner Rede von *Israel* und vom *Judentum*. So bleibt zum Beispiel in des Verfassers Aussage: „Wohl aber braucht die heidenchristliche Kirche das Juden-

tum für ihre Identität“ (S. 734) völlig unklar, was denn genau der Kirche solchermaßen Identität verleiht. An anderer Stelle erhält der Bezug auf Israel *konstitutive* Bedeutung für den christlichen Glauben: „Der christliche Glaube ist in seinem Zentrum konstitutiv auf Israel bezogen“ (S. 20). Aufgrund des Fehlens eindeutiger Definitionen bleibt auch hier unklar, was der Verfasser unter *Israel* versteht und auf was sich der christliche Glaube seiner Meinung nach zu beziehen hat.

- Der Verfasser beurteilt die von ihm untersuchten philosophisch verantworteten Christologien mit der Kontrollfrage, ob ihre Autoren so geschrieben haben, als würde ihnen ein Jude bzw. ein Judenchrist *oder* als würde ihnen ein Philosoph über die Schultern schauen. Doch ist das eine sinnvolle Alternative allein schon angesichts der Tatsache, dass es gegenwärtig eine ganze Reihe höchst bedeutender Philosophen jüdischer Herkunft gibt (die allerdings selten einmal ihr eigenes Judesein zum Thema der Philosophie machen)?
- Auch der Verfasser bleibt stereotypen Vereinfachungen verhaftet: So sei es heidenchristlich, den Primat der Schöpfungstheologie zu vertreten, während es hingegen judenchristlich sei, der Erwählung Priorität einzuräumen (vgl. S. 730–731). Ähnlich stereotyp ist des Verfassers Kritik am lutherischen Begriffspaar *Gesetz und Evangelium*, das nicht hinreichend gegen antijudaistische Fehlinterpretationen geschützt sei. Deshalb fordert der Verfasser die lutherische Theologie auf, „den Gehalt des vorgängig befreienden Gotteshandelns, der allem menschlichen Tun ermöglichend vorausgeht, mit andern Begriffen zu entfalten“ (S. 734–735). Verblüffend ist nicht die Forderung nach Reinterpretation traditioneller theologischer Begriffsbildungen; gute Theologie kann nie nur Traditionspflege sein. Verblüffend ist diese Forderung auf Verzicht eines für die lutherische Konfession zentralen Begriffspaares vor allem in Hinsicht auf das Interesse des Verfassers am christlich-jüdischen Dialog, der jedoch unergiebig und sinnlos wird, wenn vorweg Denk- und Sprechverbote gefordert werden. Gerade in der vom Verfasser vertretenen Einsicht, dass Juden und Christen an denselben Gott glauben und zu demselben Gott beten, wäre auch der Dialog über unser Verstehen und Begreifen dieses Gottes so zu führen, dass Juden und Christen ihren Glauben unverstellt zur Sprache bringen können.

Hans-Peter Großhans

JOHANNES HEIL / RAINER KAMPLING (ed.), *Maria – Tochter Sion? Mariologie, Marienfrömmigkeit und Judenfeindschaft*, Paderborn et al.: Schöningh 2001, 271 S. mit 21 Abb., kartoniert, € 41,-; ISBN 3-506-74254-X.

Wenn ein Neutestamentler (Rainer Kampling, Professor an der Freien Universität Berlin) und ein Historiker (Johannes Heil, wissenschaftlicher Assistent an der Technischen Universität Berlin) aufeinandertreffen und sie auch noch den gleichen Forschungsschwerpunkt haben, kann dies durchaus zu Synergien führen. Der vorliegende Sammelband mit zehn Beiträgen unter anderem aus Theologie, Kunstgeschichte und Geschichte ist das erfreuliche Ergebnis der Erkenntnis beider Forscher, dass im Rahmen der Antijudaismusforschung unbedingt das Thema Judenfeindschaft und Marienfrömmigkeit – von den Anfängen bis zur Zeit des Nationalsozialismus – näher ausgeleuchtet werden müsse. Die



breite interdisziplinäre Ausrichtung des Bandes verspricht hohe Qualität in der Gesamtbewertung des Themas wie auch eine Bereicherung der jeweiligen Einzelwissenschaften.

Marienverehrung – dies kommt in allen Beiträgen des vorliegenden Sammelbandes klar zutage – kann nicht ohne Ablehnung des Jüdischen gedacht werden. Wie kann Maria indes Integrationsfigur katholischer Marienfrömmigkeit sein, wo doch ihre – Mariens – Wurzeln im Judentum liegen? Die Brücke lässt sich folgendermassen schlagen: Maria verkörpert die Überwindung von Altem Bund und Synagoge und überführt das Judentum ins Christentum (vgl. unter anderem S. 68ff.), dessen Antijudaismus aus dem Bedürfnis nach der Standortbestimmung der eigenen religiösen Identität heraus entsteht (vgl. S. 10). Im Laufe der Jahrhunderte „institutionalisiert“ sich das antijüdische Element in der christlichen Verehrung der Jüdin aus Nazareth, was besonders deutlich in den stark an die Gefühle des Betrachters appellierenden mittelalterlichen Passionsspielen zum Ausdruck kommt, wie Winfried Frey schön darlegt. Aber auch in verschiedenen bildlichen Darstellungen des Hoch- und Spätmittelalters sowie des 19. Jahrhunderts zeigt sich, dass Marienverehrung und Judenfeindschaft eng miteinander verwoben sind, wie Beitrag und Bildteil von Annette Weber überzeugend illustrieren. Dass Marienkult auch nicht losgelöst vom Politischen verstanden werden kann, zeigt anschaulich der Aufsatz von Franz-Josef Bäumer zur katholischen Marienfrömmigkeit im Nationalsozialismus. Ein Beitrag zu Formen der Marienverehrung in der heutigen Zeit hätte den ohnehin sehr informativen Band jedoch noch mehr abgerundet.

Zweifelsohne leistet der Sammelband einen entscheidenden Beitrag zur Antijudaismusforschung; nachdenklich stimmt allerdings gerade bei einem solchen, auf den Abbau von Vorurteilen ausgerichteten Projekt, dass einige angefragte Theologen und Theologinnen sich nicht zu einer Mitarbeit entschliessen konnten, da das Thema – und dies im Jahre 2000 – „kirchenpolitisch nicht opportun“ (S. 7) sei.

*Yvonne Domhardt*

BERNHARD DOLNA, *An die Gegenwart Gottes preisgegeben. Abraham Joshua Heschel: Leben und Werk*, Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag 2001, 386 S., kartoniert, € 28,60; ISBN 3-7867-2315-X.

Die Dissertation von Bernhard Dolna ist die erste deutschsprachige Monographie über den jüdischen Philosophen und Theologen Abraham Joshua Heschel. In fünf Teilen gibt sie einen Einblick in das Leben und Denken dieser prophetischen Persönlichkeit. Im ersten Teil (S. 29–76) skizziert der Verfasser das Leben Heschels in Europa und Amerika. Ein Exkurs über Heschels Interpretation des Chassidismus rundet diesen ersten Teil ab. „Der Mensch fragt nach Gott“, der Titel der deutschen Übersetzung des 1954 erschienenen *Man's Quest for God*, bildet die Überschrift über den zweiten Teil (S. 77–159), in dem sich Dolna mit Heschels Gedanken zum Menschenbild auseinandersetzt. Der dritte Teil („Die Brücke zur Erkenntnis Gottes“, S. 160–256) setzt sich mit den drei Pfeilern der Brücke zur Erkenntnis Gottes auseinander: Glauben, Tun und Beten. Im vierten Teil („Gott sucht den Menschen“, S. 257–348) nimmt der Verfasser Heschels Theologie des göttlichen Pathos in den Blick. Neben Heschels Verständnis von Offenbarung und Prophetie findet sich hier auch ein Exkurs zur jüdischen und christlichen Rezeption der

Theologie des göttlichen Pathos. Zusammenfassung und Ausblick bilden den Inhalt des fünften Teils (S. 349–368). Ein umfassendes Verzeichnis der Werke Heschels (Bücher, Gedichte, Essays und Artikel) rundet dieses Buch ab. Es fehlen leider Namen- und Sachregister!

Bernhard Dolnas Interpretationsversuch der Werke Abraham Joshua Heschels hat ein dreifaches Ziel (S. 23): Zunächst will der Verfasser den Grundgedanken, dass Gott den Menschen sucht, darstellen und entfalten. Dann möchte er einen Weg durch Heschels Lebens- und Denkweise bahnen. Und zuletzt will er die Glaubenserfahrung von Christen stärken, indem sie hingeführt werden zu einer Beschäftigung mit den Schriften Heschels. Das Besondere dieses Buches liegt zum einen darin, dass es das theologische Denken Heschels in den Zusammenhang seiner Lebensgeschichte stellt und zum anderen, dass es gerade auch das Produkt aus vielen Gesprächen mit Sylvia Heschel, der Frau Abraham J. Heschels, mit Susannah, seiner Tochter, und mit Fritz Rothschild, seinem emeritierten Nachfolger am Jewish Theological Seminary, ist. Obwohl der Verfasser Schwerpunkte setzt und dabei etwa Überlegungen Heschels zur Symbolik höchstens am Rande streift, vermag dieses Buch in anregender Weise in die Grundgedanken dieses einzigartigen Religionsphilosophen einzuführen.

*Dirk Bültmann*

WALTER JACOB/ALMUTH JÜRGENSEN (ed.), *Die Exegese hat das erste Wort. Beiträge zu Leben und Werk Benno Jacobs*, Stuttgart: Calwer Verlag 2002, 200 S., gebunden, € 49,-; ISBN 3-7668-3745-1.

Seit Benno Jacobs grosser Exodus-Kommentar 1997 erstmals in deutscher Sprache erschien und seine Genesis-Auslegung aus dem Jahre 1934 im Jahre 2000 eine Wiederauflage erfuhr, ist der Beitrag dieses mit fünfzigjähriger Verspätung ‚wiederentdeckten‘ grossen jüdischen Exegeten zur Diskussion um das Alte Testament auch hierzulande nicht mehr wegzudenken. Die in diesem Band versammelten Aufsätze unterschiedlicher Autorinnen und Autoren, die Leben und Werk Jacobs beleuchten, sind Zeugnis dieses Interesses, das Almuth Jürgensen, Pastorin der nordelbischen Landeskirche, wesentlich mit angestossen hat. Ihr zur Seite steht Walter Jacob, Rabbiner am Rodef Shalom Temple im nordamerikanischen Pittsburgh, der in englischer Sprache in „life and work“ seines Grossvaters einführt (S. 11–31). Unter dem Eindruck eines zweihundertseitigen Manuskriptfundes in seinem Familienarchiv berichtet der Autor, der auch das Oberrabbinat der liberalen jüdischen Gemeinde in München innehat und am Abraham-Geiger-Institut in Potsdam unterrichtet, in einem zweiten Aufsatz von der Leviticus-Auslegung Benno Jacobs. Zwei weitere Beiträge von Christine Pretzlaff zum jüdischen Leben in Hamburg (S. 32–48) und von Christian Wiese zur Auseinandersetzung der Wissenschaft des Judentums mit der zeitgenössischen protestantischen Theologie (S. 49–69) geben Aufschluss über die lokalhistorische und geistesgeschichtliche Einordnung seines Werkes. Hierbei spielt, vor allem auch in den beiden Aufsätzen der Mitherausgeberin, Jacobs Gegnerschaft zur von den protestantischen Theologen des 19. Jahrhunderts geübten historisch-kritischen Methode, in erster Linie zur Wellhausenschen Quellenscheidung im Pentateuch, eine starke Rolle. Bei der Behandlung dieses Themas werden ideologiekritische Motive wirksam, sind es

doch neben den antisemitischen Tendenzen vor allem der Verdacht christlich-dogmatischer Fixierung (S. 76.144) und die Ausklammerung der „Bedeutung der Texte für den eigenen Lebensvollzug“ (S. 145), die auf seiten der Benno Jacob gegenüberstehenden evangelischen Universitätstheologen ausgemacht werden. Angesichts des nachträglichen protestantischen Interesses an Selbstkritik dürfen widersprüchliche Details freilich nicht in Vergessenheit geraten: War die unmittelbare Relevanz der Texte für die Lebenspraxis nicht *eher auf jüdischer Seite* strittig, zwischen Reformjuden und Orthodoxen, die die Schriften Jacobs nicht zufällig in den Bann getan hatten (S. 110.130)? Haben sich Exegeten wie Gunkel und Wellhausen wirklich der zu starken Anhänglichkeit an das christliche Dogma schuldig gemacht? Angesichts der Gefahr der Vereinnahmung Jacobs für gegenwärtige Diskussionen und Problemkonstellationen ist es ein Verdienst der Herausgeber, auch gegenläufige Stimmen aufgenommen zu haben: so Shimon Gesundheits Bericht von „Bibelkritischen Elementen in der Exegese Jacobs“ (S. 98–110). Dort ist davon die Rede, dass Jacob den – freilich altprotestantischen – Theologen im Jahre 1898 gerade umgekehrt zum heute gängigen Klischee den Vorwurf gemacht hatte, einstmals selbst die Schreibfehler für heilig und inspiriert gehalten zu haben: „Eine vorsichtige, gut beglaubigte Textkritik wäre die größte Wohltat für die Bibel“ (S. 101). Oder Jacobs Dictum in seinem berühmten Vortrag „Unsere Bibel in Wissenschaft und Unterricht“, dass „die jüdische Bibelforschung die Schwester, wenn man will, die Tochter, der christlichen“ sei (S. 129).

Diese Selbstaussagen machen das Problem der Verortung Jacobs in der innerjüdischen Geographie der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert freilich umso dringlicher. Am weitesten geht hier der sehr beachtliche Beitrag Yaakov Elmans („Benno Jacob in historical context“, S. 111–123) von der New Yorker Yeshiva University, der Jacob mit den jüdischen Bibelexegeten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts (von R. Yaakov Zvi Mecklenburg über R. Samson Raphael Hirsch und R. Naftali Zvi Berlin bis zu R. Baruch Halevi Epstein) vergleicht und zugleich in den Kontext der aktuellen hermeneutischen Diskussion stellt. Mit dem Stichwort der ‚omnisignificance‘ weist Elman darauf hin, dass Jacob keinesfalls nur apologetisch zu verstehen sei, weil er sich in einem breiten exegetischen Strom der jüdischen Tradition bewege, der gegen die Tendenz zur Hegemonie des Literalsinnes (*pesbat*) gerichtet sei. Eher der Kuriosität wegen erwähnt werden soll noch der Beitrag des amerikanischen Literaturwissenschaftlers Herbert Marks, der Jacobs einerseits den „bedeutendste[n] Bibelkommentator der Moderne“ (S. 153) nennt, ihm aber andererseits eine zirkuläre und „gelegentlich verwirrt[e]“ Logik (S. 163) zuschreibt und die Leser ansonsten, inspiriert durch die hebräische „Rückübersetzung“ des Vornamens Benno („sein Sohn“) und einen etwas auf die leichte Schulter genommenen Sigmund Freud, mit Spekulationen über mögliche Spiegelungen des Verhältnisses zu seinem Vater Moses Jacob in seiner Pentateuchexegese erfreut. Anlässlich zweier Konferenzen zu Leben und Werk Jacobs entstanden, teilt das Buch – auch im Hinblick auf die Edition (Orthographie, Konsistenz der Zitate) – die Mängel mancher Sammelbände, deren Beiträge zwangsläufig unterschiedliche Qualität aufweisen und deren relative „Abgestandenheit“ z. B. daran abzulesen ist, dass „Ende des letzten Jahrhunderts“ (S. 145) in diesem Falle „Ende des 19. Jahrhunderts“ heissen muss. Dennoch handelt es sich um ein aktuelles und in hohem Masse anregendes Buch, für das den Herausgebern zu danken ist.

*Matthias Morgenstern*

SCHALOM BEN-CHORIN, *Jugend an der Isar*, Gütersloh: Gütersloher Verlags-  
haus 2001 (= Schalom Ben-Chorin, Werke I), 176 S., gebunden, € 19,95;  
ISBN 3-579-05340-X.

Ben-Chorins Jugenderinnerungen erscheinen bereits in vierter Auflage. Das Vorwort zur dritten Auflage (1988) schrieb er noch selber. Sein Buch ist ein „zeitgeschichtliches Dokument und ein grosses Liebesbekenntnis zu München“ (Verena Lenzen im Vorwort S. XXII). Der Leser erlebt mit, wie der junge Fritz Rosenthal als „Dreitagejude“ mit Weihnachtsbaum und Ostereiern in einer sehr assimilierten Familie aufwuchs, bis der Fünfzehnjährige Weihnachten 1928 diesen ganzen „Klimbim“ einfach nicht mehr mitmachen wollte und – noch in der Heiligen Nacht – in eine streng orthodoxe Familie übersiedelte. Er wollte zurückkehren zur ursprünglich jüdischen Existenz. Auch wenn der *salto mortale* in die Welt des *Schulchan Aruch* für Fritz Rosenthal nicht der letzte Sprung war, so blieb er doch lebenslänglich einer, der das „Land der Juden mit der Seele“ suchte (S. 25). Dass das nicht ohne gelegentliche leidenschaftliche Auseinandersetzungen ging, verschweigt er nicht.

Im ersten Teil seiner Erinnerungen stellt Ben-Chorin eindrücklich die Stationen seines Weges dar: bei den „Kadima“-Pfadfindern, welche Zionismus, Pfadfindertum und jüdische Tradition in Einklang bringen wollten und die er (im Nachhinein) als Vorbereitung auf die spätere Heimat Israel erlebte; als Buchhändler und Student, der die deutsche Literatur und Theaterwelt auf sich wirken liess mit den Fixsternen seiner Jugend (Stefan George, Karl Wolfskehl, Franz Werfel . . .) und den Schriftstellern, die dann für ihn Vorbilder auf dem Weg eigener dichterischer Gestaltung wurden (Thomas Mann, Martin Buber, Max Brod . . .). Wir erfahren von einer besonderen Begegnung mit Ernst Wiechert und wie Ben-Chorin nach der „Sternverdunklung“ und der Schoa von Israel aus den Kontakt zu ihm wieder aufnahm. Für den „Weg ins Freie“ (S. 128ff.) ist dann kennzeichnend, dass es sich um einen langsamen Abschied vom Land der Kindheit handelt, der nie zum Abschied von der Muttersprache wurde.

Beim Lesen des Buches fiel mir auf, dass Ben-Chorin gerade dort, wo es sich um seine *jüdische* Erfahrung handelt, Worte Jesu, Sätze aus dem Neuen Testament und aus der christlichen Tradition zitiert. Bei der Rückkehr zum Judentum beruft er sich auf die „Reich-Gottes-Unmittelbarkeit“ der Kinder und auf das Wort: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder [. . .]“ (S. 11). Bei der langsamen Abkehr von der orthodoxen Lebensform zitiert er Jesu Sentenz vom Sabbat, der dem Menschen gegeben ist (Mk 2, 27). Für sich selber lehnte er zunehmend „jüdische Gesetzlichkeit“ und eine „Veräusserlichung des Glaubens“ (S. 23) ab. Zum grössten Kunsterlebnis seiner Jugendzeit wurde der Isenheimer Altar mit dem Bild des Gekreuzigten und dem ausgestreckten Zeigefinger des Johannes, der auf „*diesen* gekreuzigten Juden [weist]. In rückblickender Ehrlichkeit wird mir klar, dass ich vom Bild und nicht durch das Wort zur Gestalt Jesu kam, die mich nicht mehr loslassen sollte“ (S. 67).

Ben-Chorin, der beim Zitieren von Dichtern und Schriftstellern aus dem Vollen schöpft, beendet seinen Epilog über sein Zweistromland (mit den Städten München und Jerusalem) mit einem Satz aus dem Hebräerbrief: „*Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.*“

Reiner Jansen



JOHN M. EFRON, *Medicine and the German Jews: A History*, New Haven, London: Yale University Press 2001, VIII + 343 S., 14 Abb., gebunden, € 40,50; ISBN 0-300-08377-7.

In den vergangenen zwanzig Jahren hat es in Deutschland eine Reihe von Forschungsaktivitäten gegeben, die sich mit der Rolle des Judentums in der Medizin beschäftigt haben. Bis auf wenige Ausnahmen blieb der Blickwinkel auf die Zeit des Nationalsozialismus und die Vorläuferphase eingeengt. Deshalb sind wir dem US-Historiker John M. Efron ausserordentlich dankbar, dass er nach einem mehrjährigen intensiven Quellenstudium (67 Seiten Anmerkungen) nunmehr eine Geschichte dieser gesamten Entwicklung vom Hochmittelalter bis in das 20. Jahrhundert vorlegt.

Der Autor beginnt seine Ausführungen zur Entwicklung der jüdischen Medizin in Deutschland mit dem Phänomen der Medikalisierung der Gesellschaft im 13. Jahrhundert. Der hohe Bildungsstand und die Sprachgewandtheit der Juden ermöglichten die Übersetzungen der klassischen Schriften ins Hebräische und danach ins Lateinische. Praktische Erfolge und theoretische Kenntnisse auf hohem Niveau führten zu der Ambivalenz der Ernennung jüdischer Ärzte zu Leibärzten der Aristokratie und des hohen Klerus im Gegensatz zum Behandlungsverbot von Christen durch Juden. Diese Situation belegt er mit historischen Einzelbeispielen und einer Vielzahl von Schriften durch die Jahrhunderte, in denen jüdische Ärzte verleumdet werden. Der durch Jahrhunderte „gepflegte“ Vorwurf einer Kommerzialisierung der Medizin durch die Juden lässt sich bis in das Mittelalter hinein nachweisen.

In einem grossartigen zeitlichen Überblick stellt Efron fest, dass in Italien, speziell in Padua, der neuzeitliche jüdische Arzt geboren wurde, in Zentraleuropa, speziell in Deutschland, er dann zum Erwachsenen aufgestiegen sei. Er verweist auf den Gegensatz toleranter Haltungen in Italien und Holland im Verhältnis zu antisemitischen Strömungen, die in Deutschland konsequent nachweisbar sind. Die Aufbruchsituation im Zeitalter der Aufklärung veranschaulicht Efron mit einer minutiösen Analyse des berühmten Werkes von Elcan Isaac Wolf „Von den Krankheiten der Juden“ aus dem späten 18. Jahrhundert. Ebenso wird der Einfluss des Berliner Arztes Marcus Herz ausführlich dargestellt.

Es erscheint mir gerechtfertigt, dass zwei Drittel des Buches den Entwicklungen im 19. und 20. Jahrhundert mit der Emanzipation und Akkulturation des Judentums in Europa gewidmet sind. Der Autor versteht es ausgezeichnet, die geistigen Strömungen des *Fin de siècle* zu charakterisieren. Diesen Zeitabschnitt kennzeichnet er als Höhepunkt der Assimilation und gleichzeitig als Basis des gärenden Antisemitismus, der im Nationalsozialismus kulminierte. J.M. Efron demonstriert, wie deutlich die Pathologisierung des jüdischen Menschenbildes in die antisemitische Strömung der Zeit gehört, die die Motivation zur „notwendigen Ausschaltung des pathologischen Teiles der Bevölkerung“ erleichterte. Obwohl die Integration ständig fortschritt, unterstützte die Medizin, speziell die Psychiatrie, die Isolation der Juden als Sondergruppe. Mit einer Vielzahl von Beispielen demonstriert Efron ein angeblich „spezifisch jüdisches Krankheitsverhalten“. An dieser Stelle kann nur angedeutet werden, dass in den entsprechenden Kapiteln des Buches sowohl mit grösstem Fleiss erarbeitete statistische Zahlen zur Epidemiologie als auch das breite Spektrum ätiologischer Fragen zu grossen Krankheitsgruppen zusammengefasst sind: Tuberkulose, Syphilis, Alkoholkrankheit, Suizid, Diabetes, Nerven- und Geisteskrankheiten.

In überzeugender Weise realisiert der Autor Tendenzen der heutigen Medizingeschichte. Er bespricht die von älteren Autoren der Zeit angeführten Faktoren wie Rasse, Erblichkeit, Blutsverwandtschaft bei Ehen innerhalb jüdischer Grossfamilien. Im Gegensatz dazu unterstreicht er die Arbeiten, die sozioökonomische und soziokulturelle Einflüsse als Ursachen für Morbiditätsveränderungen interpretieren.

In dem abschliessenden Kapitel „Before the storm“ kennzeichnet Efron die Entwicklungen an den Universitäten und im klinischen Alltag. Er beschreibt mit gutem Zahlenmaterial und anschaulichen Beispielen das Miteinander einer wachsenden Zahl jüdischer Studenten, speziell in der Medizin, und dem dadurch herausgeforderten Antisemitismus. Studium und Praxis sowie Universitätskarriere stellten für Juden den entscheidenden Schritt zur gesellschaftlichen Akzeptanz innerhalb der Gesellschaft dar. Der Autor versteht es überzeugend in typischen Phänomenen – Einführung von Krankenkassen, Spezialisierung der Fachrichtungen, Produktion von Impfstoffen – die in der Geschichte schon immer vorhandenen Vorwürfe gegenüber den Juden – Geschäftssinn und Kommerzialisierung des Alltagslebens – aufzuzeigen.

John M. Efron verzichtet bewusst auf den Holocaust. Glanz und Elend der jüdischen Mediziner in Deutschland begleiten den Leser durch das ganze Buch.

*Albrecht Scholz*

ANKE QUAST, *Nach der Befreiung. Jüdische Gemeinden in Niedersachsen seit 1945 – das Beispiel Hannover*, Göttingen: Wallstein Verlag 2001 (= Veröffentlichungen des Arbeitskreises für die Geschichte des Landes Niedersachsen 17), 480 S., 14 Abb., broschiert, € 45,-; ISBN 3-89244-447-1.

Auf breiter Quellenbasis untersucht Anke Quast die Lage der überlebenden Juden in Niedersachsen bis etwa 1955. Sie konsultierte Archive in Jerusalem (Joint, Yad Vashem, Central Zionist Archives, Central Archive for the History of the Jewish People), London (Public Record Office, Board of Deputies, Wiener Library), Heidelberg (Zentralarchiv: Akten der jüdischen Nachkriegsgemeinde und des Landesverbandes) und Hannover (Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv, Stadtarchiv, Archiv des Innenministeriums). Sie machte auch Interviews mit Zeitzeugen im Zeitraum von 1994 bis 1997 und konnte die jiddische Presse auswerten, kaum hingegen die neuhebräisch publizierte israelische Forschung.

Typisch für Hannover war die besonders lange Trennung zwischen (deutsch-)jüdischer Gemeinde und (osteuropäisch) Jüdischem Komitee (bis 1955). Die Besonderheiten der britischen Politik gegenüber den jüdischen Überlebenden wird deutlich in ihrer Differenzierung zwischen den beiden jüdischen Landsmannschaften und im Einfluss der Palästina-Politik. Die Geschichte des neuen Organisationsnetzwerkes wird dargestellt wie auch die Haltungen von Behörden, Presse und Kirchen gegenüber Juden und Judentum in Niedersachsen. Die Frage der „Wiedergutmachung“ wird ausführlich dargestellt.

Viele jüdische Staatenlose wohnten im Gebiet von Niedersachsen in Städten im Gegensatz etwa zu Bayern. Die Vorbehalte der deutsch-jüdischen Restgruppe gegen die vor allem polnisch-jüdischen Staatenlosen waren hier besonders gross: Wer volles Stimmrecht in der Gemeinde haben wollte, musste vor 1933 in Deutschland gemeldet gewesen sein.



Erst 1957 wurden diese diskriminierenden Bestimmungen abgeschafft. Sprachlos wird man, wenn man liest, dass ein Architekt, der Projekte für die Waffen-SS ausführte, zur Gestaltung der Gedenkstätte Bergen-Belsen beigezogen wurde (Wilhelm Hübotter, S. 289). Einen besonders langen Weg legte die evangelische Kirche in Niedersachsen bis zu einer Neubesinnung über ihr Verhältnis zum Judentum zurück. Andere Aspekte ähneln durchaus süddeutschen Verhältnissen: Der langjährige Konflikt der Gemeinden mit den offiziellen Rechtsnachfolgeorganisationen um Grundstücke oder die autoritären Gründerväter, die in Norbert Prager ihren Hannoveraner Vertreter hatten.

Der Ausblick zur Zeit nach 1955 ist kurz gehalten (42 von 474 Seiten) und orientiert sich stark an der Periodisierung von Michal Bodemann. Immerhin hätte man gerne Aufklärung gehabt, weshalb die jüdische Gemeinde Hannover 1995 aus dem Landesverband austreten wollte, nachdem sich in Hannover eine zweite Gemeinde gebildet hatte. Insgesamt eine erfreulich differenzierte Nachkriegsgeschichte einer mittleren jüdischen Gemeinde, die man an einigen Stelle etwas hätte rafften können.

*Uri R. Kaufmann*

MICHAEL KRUPP, *Die Geschichte des Zionismus: 1882–1948*, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2001 (= Gütersloher Taschenbücher 1212), 128 S., kartoniert, € 8,90; ISBN 3-579-01212-6.

Im Jahr 1983 veröffentlichte der evangelische Theologe Michael Krupp ein Buch unter dem Titel *Zionismus und Staat Israel*. In völliger Neufassung erschienen bereits 1999 *Die Geschichte des Staates Israel* und zwei Jahre später die hier vorgestellte Publikation. Der Autor behandelt allgemeinverständlich und fachgemäss die Geschichte des Zionismus bis ins Jahr 1948 sowie das Gedankengebäude seiner wichtigsten Ideologen. Er beschreibt Vorgeschichte und Vorläufer des Zionismus, die zionistische Bewegung, die Anfänge im Land Israel, die Zeit unter englischem Mandat und unter dem Hakenkreuz sowie die Verwirklichung der Unabhängigkeit des Staates Israel. Anhand einer Zeittafel gewinnen die Leser schnell einen Überblick über die wichtigsten Stationen der jüdischen Nationalbewegung. Namen-, Orts- und Länderregister sorgen für eine schnelle Orientierung. Für alle, die sich zum ersten Mal mit der Geschichte des Zionismus auseinandersetzen wollen, stellt dieses Buch genügend Einführungswissen zur Verfügung. Zugleich bietet es hinreichende Fakten, die einer einseitigen Idealisierung des Zionismus vorzubeugen imstande sind.

*Dirk Bültmann*

DEBORAH DASH MOORE / ILAN TROEN (ed.), *Divergent Jewish Cultures: Israel and America*, New Haven, London: Yale University Press 2001, X + 358 S.; ISBN 0-300-08426-9.

Dieses Buch bietet eine Sammlung von Aufsätzen zu Fragen der jüdischen Identität in Israel und den USA von ideologisch wie methodisch unterschiedlich geprägten Wissen-

schaftlern. Ausgangspunkt ist, dass nach dem Zweiten Weltkrieg in beiden Ländern zwei Zentren des jüdischen Lebens entstanden, wobei die Vereinigten Staaten von Amerika eine alternative Form des kulturellen Ausdrucks anboten und nicht als eine weitere Form der Diaspora zu sehen sind.

In Kap. 1 untersucht Ilan Troen die europäischen und amerikanischen Einflüsse auf die israelische Bildungspolitik und inwieweit eine säkulare jüdische Identität aufgebaut wurde. In Kap. 2 beschäftigt sich Jeffrey Sandler mit der Kultur des In-Szene-Setzens des amerikanischen Zionismus vor 1948, der seiner Ansicht nach versucht hat, die Zukunft durch zionistische Propaganda zu produzieren. In Kap. 3 geht Yoram Bilu auf die nach Israel importierte Tradition der Volksreligiosität der marokkanischen Juden ein, sich Pilgerstätten der Heiligenverehrung zu schaffen. In Kap. 4 untersucht Michael Feige die Rolle der „Israel Exploration Society“ und der biblischen Archäologie in den ersten Jahren nach der Staatsgründung. In Kap. 5 geht Jenna Weissman Joselit der Frage nach, welche Rolle Kleidung bei der Integration der Juden in Amerika spielte. Kap. 6 beschäftigt sich mit dem Entstehen eines amerikanisch-jüdischen Helden; Beth S. Wenger stellt die Monumente, Mythen und Legenden um Haym Salomon dar, einem polnischen Einwanderer, der als Makler der amerikanischen Revolution beträchtliche Dienste leistete. Um die Wende zum 20. Jahrhundert setzte innerhalb der jüdischen Gemeinschaft eine heftige Diskussion ein, wie man seiner Verdienste gedenken solle – immerhin eignete er sich hervorragend als Symbol für jüdischen Patriotismus.

In Kap. 7 stellt Barbara Kirshenblatt-Gimblett die Vorstellungen vom verlorengegangenen Osteuropa in den populären Künsten dar. Eine zentrale Rolle spielt dabei „Fiddler on the Roof“ als Theater, Kinofilm oder Comic. In Kap. 8 setzt sich Gulie Ne’eman Arad mit dem Holocaust als politischem Symbol in Israel auseinander. Zunächst versuchte man, die Erinnerung an den Holocaust in gewissem Sinne zu marginalisieren, da er nicht dem zionistischen Selbstbild entsprach; bald erhielt die Erinnerung jedoch eine Zentralität im politischen Leben, wobei die Form der Erinnerung von oben gelenkt wurde. Zwei wichtige Wendepunkte waren der Eichmann-Prozess, der das Verhältnis zu den Überlebenden nachhaltig veränderte, und der Sechs-Tage-Krieg, zu dessen Vorbereitung die Erinnerung an die Schoah instrumentalisiert wurde, um das Gefühl der Bedrohung zu verstärken. Der Holocaust diente nun zur Rechtfertigung von Politik. Erst 1982 lehnten Teile der israelischen Bevölkerung es ab, den Holocaust weiterhin zur Rechtfertigung des Krieges heranzuziehen. In Kap. 9 untersucht Nurith Gertz die Darstellung der Holocaust-Überlebenden in Yehudit Hendels Kurzgeschichte „They are Others“. In Kap. 10 thematisiert Tresa Grauer die Funktion von Heimatland und jüdischer Identität in der gegenwärtigen jüdischen amerikanischen Literatur. Von zentraler Bedeutung sind dabei die beiden „Israel-Novellen“ von Philip Roth: „Gegenleben“ und „Operation Shylock“, in denen Israel nicht als Ende der Reise eines amerikanischen Juden, sondern als ein zeitweiser Aufenthalt auf seinem Weg zurück nach Hause, nach Amerika, erscheint. In Kap. 11 beschreibt Arnold J. Band am Beispiel von Haim Hazaz den Einfluss der Staatsgründung auf die hebräische Literatur.

In Kap. 12 stellt Ewa Morawska unterschiedliche Assimilationsmuster osteuropäischer Juden in den USA von 1890 bis 1940 vor. Morawska zeigt dabei, dass Grad und Verlauf der Assimilation stark von den äusseren Umständen abhängen, und zählt die Faktoren auf, die zu den unterschiedlichen Ergebnissen führen. In Kap. 13 zeigt Ira Katzenelson die radikalen Veränderungen in der Position und im Selbstbewusstsein der amerikanischen Juden während des Zweiten Weltkrieges und danach in den USA auf. Obwohl in den

USA die „jüdische Frage“ nie eine Rolle gespielt hat, waren amerikanische Juden bis dahin doch mit beruflichen und universitären Zugangsbarrieren konfrontiert. Der Zweite Weltkrieg bietet eine massgebliche Erklärung für den Stellungswandel der amerikanischen Juden, ist aber nicht die einzige. Katzenelson zeigt auf, wie die unterschiedlichen Faktoren zusammenspielten, die den Juden den gesellschaftlichen Aufstieg und den Eintritt in das politische Leben ermöglichten. In Kap. 14 stellt Daniel J. Elazar die beiden jüdischen politischen Kulturen Israels und der USA gegenüber, die zwar auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgehen, sich aber unterschiedlich entwickelt haben. Im Epilog beschreibt Arthur Aryeh Goren, selbst amerikanischer Jude, der einige Zeit in Israel verbracht hat, das Leben in zwei Kulturen, wie sich bei amerikanischen Jugendlichen, die in zionistischen Jugendbewegungen sozialisiert werden, in gewissem Sinne eine bikulturelle Identität einstellt.

*Kerstin Göller*

MARKUS A. WEINGARDT, *Deutsche Israel- und Nahostpolitik. Die Geschichte einer Gratwanderung seit 1949*, Frankfurt a.M.: Campus Verlag 2002, 504 S., kartoniert, € 49,90; ISBN 3-593-37109-X.

Mit seiner umfangreichen Dissertation hat Markus Weingardt erstmals eine Gesamtschau der deutsch-israelischen Beziehungen von 1949 bis 2001 geliefert. Überraschend ist sein Gliederungsprinzip: Er strukturiert die Phasen der deutsch-israelischen Beziehungen anhand der Bundeskanzler, die sie geprägt haben: Adenauer (Erhardt und Kiesinger setzten in ihren kurzen Kanzlerschaften keine eigenen Akzente), Brandt, Schmidt, Kohl, Schröder. Weingardt redet damit keineswegs einer Personalisierung von Geschichtsschreibung das Wort. Aber ihm gelingt damit eine zutreffende Profilierung der Politiken der Bundesregierungen.

Besonders deutlich wird dies am Übergang der Kanzlerschaft von Adenauer auf Brandt bzw. von Brandt auf Schmidt. Wo Adenauer die deutsch-israelischen Beziehungen aufbaute und hegte, um Deutschlands in der Nazizeit zerstörte Reputation wiederherzustellen, war Brandt aufgrund seiner Biographie dazu nicht genötigt und konnte erstmals auch kritische Akzente setzen. Schmidt wiederum vermochte die von ihm angestrebte Geschäftsmässigkeit der Beziehungen nicht zu erreichen, weil ihm eben die historisch-biographische Aura Brandts fehlte.

Umgekehrt wäre eine entsprechende Gliederung anhand der Persönlichkeiten der israelischen Ministerpräsidenten nicht möglich, auch wenn es mehrfach das Zusammenreffen von Persönlichkeiten auf beiden Seiten war, die den Beziehungen zu bestimmten Zeiten besonders scharfes Profil gaben. Das galt im Besonderen für das Gespann Adenauer/Ben Gurion im positiven Sinn, wie es für den Konflikt Schmidt/Begin in negativem Sinn galt. Aber die deutsch-israelischen Beziehungen waren eben immer für die deutsche Politik ungleich wichtiger als für die israelische. Deutsche Aussenpolitik war – und ist in gewisser Weise bis heute – von deutscher Israel-Politik abhängig, weniger wenn die Beziehungen in ruhigen Bahnen verlaufen, dafür umso mehr in turbulenten Zeiten.

Turbulent waren die Zeiten eigentlich fast immer. Weil Weingardt seine Darstellung der Entwicklung der deutsch-israelischen Beziehungen einbettet in die internationalen, vor

allem die nahöstlichen Ereignisse, aber auch die innenpolitischen Konflikte in Deutschland um „Wiedergutmachungs“-Zahlungen, Verjährungsdebatten, Historikerstreit, Wiedervereinigung und viele andere, liest sich sein Buch trotz des wissenschaftlichen Stils für Leser und Leserinnen meiner Generation, die grosse Teile dieser Geschichte selbst miterlebt, sich in den Debatten um Fassbinder-Stück, die Haltung der Friedensbewegung zum Golfkrieg oder die Walser-Bubis-Debatte beteiligt haben, ungemein packend. Im Grunde wird die gesamte Geschichte der Bundesrepublik noch einmal lebendig. Es stellt sich geradezu die Einsicht ein, dass die Geschichte der Bundesrepublik im Kern der ethischen und historischen Debatten um ihr Selbstverständnis, um die „Identität“ dieses Deutschland nach Hitler, die Geschichte ihrer Beziehungen zu Israel ist.

Nur anmerkungswise sei hier der Gedanke geäussert, dass das fast völlige Verschwinden der DDR unter diesem Gesichtspunkt keineswegs einem „blinden Fleck“ des „Wessi-Autors“ für die Geschichte des „anderen Deutschland“ zugeschrieben werden kann, sondern dass das Fehlen einer Israel-Beziehung in der Politik der DDR ihr spurloses Verschwinden geradezu rechtfertigt: Ein Deutschland, das zu Israel keine Beziehungen entwickeln konnte, konnte historisch schlicht und einfach keine Existenzberechtigung haben.

Eine Besonderheit dieses Buches sei noch erwähnt: Es liefert ungemein viel Material zum wirtschaftspolitischen Kontext der deutsch-israelischen wie der deutsch-arabischen Beziehungen. Hier findet man endlich konkretes Zahlenmaterial über den Umfang der deutschen Zahlungen an Israel, der Ölimporte aus arabischen Ländern und der Exporte deutscher Wirtschaftsgüter in diese Länder, mit denen bestimmte Behauptungen oder Verdächtigungen be- oder auch widerlegt werden können.

Kleine Ungenauigkeiten, die jedem, der die Geschichte der deutsch-israelischen Beziehungen intensiv begleitet hat, auffallen werden, ändern am rundum positiven Gesamteindruck nichts. Wer wollte erwarten, dass einem Autor in dieser Fülle von Material keine Fehler unterlaufen! Keiner davon beeinträchtigt die Schlüssigkeit der Gesamtdarstellung – und überdies lassen sie sich für die kommenden Auflagen und Aktualisierungen, die dieses Buch ganz sicher verdient, leicht korrigieren.

Wehmütig kann der DIAK-Rezensent zum Schluss nur betrauern, dass dieses Buch nicht in der Schriftenreihe des DIAK erschienen ist, in die es eigentlich gehört hätte. Dass dahingehend angebahnte Verhandlungen zwischen Autor und Verlag kein Ergebnis erbracht haben, ist mehr als bedauerlich.

*Tobias Kriener*

BRIGITTE SÄNDIG (ed.), *Zwischen Adaption und Exil. Jüdische Autoren und Themen in den romanischen Ländern*, Wiesbaden: Otto Harrassowitz Verlag 2001 (= Jüdische Kultur. Studien zur Geistesgeschichte, Religion und Literatur 7), 175 S., 1 Abb., gebunden, € 49,-; ISBN 3-447-04434-9.

Da eine vergleichbare aktuelle Neuerscheinung zum Thema „Jüdische Autoren in der Romania“ in deutscher Sprache bislang gefehlt hat, empfiehlt es sich ganz besonders, auf den vorliegenden Sammelband zurückzugreifen. Entstanden ist er aus einer Ringvorlesung, deren neun Teilnehmende sich dem Schwerpunkt „Erinnern“ – besonders vor dem Hintergrund der Schoa – gestellt haben. Die Unterteilung in drei grosse Rubriken

(„Autobiographie“, „Fiktion“, „Sprachliche Realisierung – Möglichkeiten von Sprachgeschichte“) verleiht dem Band die nötige Stringenz und bündelt die recht weit auseinanderliegenden Forschungsansätze.

Im Brennpunkt der Diskussion steht bei allen porträtierten jüdischen Autoren und Gelehrten (vgl. hierzu den spannenden Überblick zur deutschen Romanistik von Gerda Hassler, S. 153ff.) deren Identität und die damit verbundene Frage nach der Verwendung der geeigneten Sprache, derer sich die Autorinnen und Autoren sehr bewusst bedienen. Wolfgang Asholt schreibt über den zweisprachigen Georges (vormals Jürgen) Arthur Goldschmidt: „... er ist sich bewusst, in zwei Kulturen und zwei Sprachen zu leben“ (S. 50). Auch die von Brigitte Sändig porträtierten tunesisch-jüdischen Autoren Albert Memmi und Katia Rubinstein bewegt die Frage nach der Identität durch Sprache, die stets zwischen dem Französischen und dem Arabischen oszilliert.

Selbstverständlich ist an die Frage der Identität auch eng diejenige der Religion gekoppelt. Ob die literarischen Beiträge (auto-)biographische Züge tragen wie die von Primo Levi, Natalia Ginzburg, Albert Cohen (vgl. den Beitrag zu Cohens Bild der Stadt von Ottmar Ette, S. 81ff.) oder ob sie überwiegend fiktionalen Charakter aufweisen wie z. B. die Werke von Ana María Matute – stets erweist sich die Darstellung des „Jüdischen“ als problematisch, ja als schmerzlich, insbesondere dann, wenn der Autor/die Autorin sich den eigenen Erinnerungen an die Schoa stellen muss.

Der konzise, mit überzeugenden Einzelergebnissen aufwartende Sammelband könnte eine gute Grundlage für die Weiterarbeit etwa am Themenkomplex „Jüdische Identität – Alterität und die Rolle der Sprache“ darstellen.

*Yvonne Domhardt*

DIETER BORCHMEYER, AMI MAAYANI, SUSANNE VILL (ed.), *Richard Wagner und die Juden*. Mit Beiträgen von Lutger Arens et al., Stuttgart, Weimar: Metzler 2000, VI + 354 S., gebunden, € 34,90; ISBN 3-476-01754-0.

CHRISTIAN MEYER (ed.), *Schönberg und Wagner. 3. Wagner Tage in Graz. Bericht zum Symposium 3. Oktober 1998*, Wien: Arnold Schönberg Center [2000], 104 S.; ISBN 3-902012-00-5.

Es sagt vieles aus über die Tiefenwirkung Richard Wagners auf deutsches und auf jüdisches Bewusstsein, wenn ein deutsch-israelischer Kongress zum Thema „Richard Wagner und die Juden“ von den Organisatoren beider Länder als bahnbrechendes Ereignis verstanden wird. Die Akten des Kongresses, der im August 1998 in Bayreuth stattfand (womit Deutsche und Israelis gewissermassen das Überschreiten der letzten Hemmschwelle gemeinschaftlicher Forschungsarbeit signalisierten), offenbaren, dass es anderes war als die meist eher moderaten Forschungsansätze beider Seiten, was einem derartigen Kongress so lange im Wege stand: die Last der historischen Assoziationen. Wagner, nicht nur selbst Antisemit, sondern der bei Hitler und der ganzen nationalsozialistischen Führungsgarde beliebteste Komponist, zugleich aber auch ein von seinen jüdischen Zeitgenossen verehrter Künstler – eine Figur, um welche weder aus der musikologischen noch aus der histori-



schen Forschungsrichtung her langfristig ein Bogen zu machen ist. Dass die Forschungsansätze gemeinhin moderat und debattierbar sind, bedeutet aber, wie der vorliegende Band zeigt, keineswegs eine Einebnung der Einschätzungen. Es bedeutet aber auch nicht, dass diese entlang der nationalen Wasserscheide zwischen Deutschland und Israel gespalten wäre. Wohl zeigt sich etwa im Zugang Saul Friedländers, der insbesondere Wagners theoretische Schriften, aber auch seinen „Parsifal“ als Zeugnisse eines christlich-arischen „Erlösungsantisemitismus“ liest, dass gerade aus jüdischer Sicht die Nähe zwischen Wagnerschem Denken und nationalsozialistischer Ideologie nicht abstrahierbar ist. Auf der anderen Seite beruft sich Hans Rudolf Vaget unter anderem gerade auf Friedländers Bemerkung, Hitler habe sich nie explizit auf Wagners Antisemitismus bezogen, um zu argumentieren, dass „zwischen [Hitlers] Judenhass und dem letztlich selektiven und ambivalenten Antijudaismus Wagners ein deutlicher Unterschied bestand“. Auch Udo Bermbach versucht, Wagners berüchtigte Schrift „Das Judentum in der Musik“ eher in der Linie eines ästhetischen Hegelianismus anzusiedeln und ihr den Stachel des eliminatorischen Antisemitismus zu nehmen. Demgegenüber ist es allerdings sein Münchner Kollege Jens Malte Fischer, Verfasser eines unlängst erschienenen luziden Kommentars zu „Das Judentum in der Musik“, der eigentlich erst von der Neupublikation dieses „Pamphlets“ von 1869 die Entfaltung einer Breitenwirkung ausgehen sieht – die allerdings, und das ist das Schwerwiegende, schlug sich laut Fischer noch in der antisemitischen Bewegung um 1880 nieder und reicht damit doch in die fast unmittelbar vor-nationalsozialistische Epoche des Antisemitismus hinein. Was Dieter Borchmeyers Beitrag zur Beziehung zwischen Richard Wagner und Heinrich Heine betrifft, so ist bedauerlich, dass er dabei nicht auf Hans-Jürgen Schraders 1997 erschienenen Artikel über die beiden Bearbeitungen des „fliegenden Holländers“ eingeht, in welcher der verhängnisvolle nationale Romantizismus Wagners gegenüber einer ironisierten Romantik bei Heine herausgearbeitet ist. „Wagners antimodernistische, uneingestandene Modernität“ (Borchmeyer) wäre vor dem Hintergrund dieser Äusserung pointierter zu fassen gewesen.

In der vom Arnold Schönberg Center in Wien herausgegebene Beitragssammlung der 3. Wagner-Tage in Graz 1998 zu „Schönberg und Wagner“ erweist sich einmal mehr, dass ein spannungsvolles Thema wie dieses, wenn es abseits aller judaistischen Interessen behandelt wird (und das ist an Wagner-Tagen nichts Unerwartetes) auf das Musikalische allein beschränkt bleibt – oder zumindest weitgehend. In Reinhard Kapps Beitrag über die Rezeption der „Meistersinger“ und von „Moses und Aron“ wird am Beispiel von Schönbergs Schwager, dem Geiger und Aufführungstheoretiker Rudolf Kolisch, deutlich, dass eine bruchlose Fortschreibung der Aufführungspraxis des Wagnerschen Werks nach 1945, womöglich schon nach 1933, nicht mehr möglich war. Trotz Kapps ausführlicher szenischer Behandlung von „Moses und Aron“ bleibt aber genau dieser Gedanke ausgeblendet, wenn von Schönbergs Oper als von einer „Oper in der Wagnerschen Tradition“ die Rede ist. Das ist bedauerlich, denn Schönbergs eigene wachsende Probleme mit Wagner nach der Emigration sind bekannt. Gerade die zu Wagner entstandene Distanz Schönbergs würde doch in diesem Zusammenhang einen ganz interessanten Erklärungsansatz zur ewig unbeantworteten Frage liefern, weshalb Schönberg „Moses und Aron“ nie beendet hat.

*Alfred Bodenheimer*



MARKUS KIRCHHOFF, *Häuser des Buches. Bilder jüdischer Bibliotheken*, Leipzig: Reclam 2002, 191 S., 57 Abb., gebunden, € 24,90; ISBN 3-379-00786-2.

Bibliotheken, besonders „in der jüdischen Tradition hoch geachtet“ (S. 13), werden von jeher als Stätten einerseits der Ruhe, andererseits der Begegnung geschätzt; ihnen haftet Stete und Kontinuität an. Mit ihnen wird kaum je Kurzlebigkeit, gar Mobilität assoziiert. Markus Kirchhoff belehrt uns in seinem ästhetisch wie drucktechnisch hervorragend gestalteten Bildband eines anderen, Besseren: Jüdische Büchereien – seien sie Sammlungen religiöser Schriften oder „weltlicher“ Literatur oder eine Mischung aus beidem – mögen sich zwar hinsichtlich ihrer bibliothekarischen Qualitäten nicht sehr von anderen Orten des Buches unterscheiden, wohl aber im Hinblick auf ihre Mobilität. Um diese Mobilität geht es dem Verfasser, dessen knapp 200 Seiten starkes Werk einer Ausstellung im Simon-Dubnow-Institut an der Universität Leipzig erwachsen ist, in erster Linie. Einfühlsam und mit viel Sachkenntnis beschreibt Markus Kirchhoff das Schicksal jüdischer privater wie öffentlicher Bibliotheken Ost- und Westeuropas sowie des Nahen Ostens (Berlin, Saloniki, Wilna, London, Tel-Aviv und Kairo sind nur einige Stationen) in den letzten rund 150 Jahren – stets mit Blick auf die Zeit „vor und während der Katastrophe“ (S. 117) und zeichnet die Lebensläufe einzelner wichtiger bibliophiler Sammler nach wie etwa den Aby Warburgs mit seiner Kulturwissenschaftlichen Bibliothek und den Salman Schockens mit seinem berühmten Verlag sowie bekannter jüdischer Bibliothekare wie Heinrich Loewe oder – als solcher kaum im Bewusstsein der Bevölkerung verankert – Gershom Scholem.

Während der Zeit des Nationalsozialismus wurden, wie bekannt, Aberhunderttausende „jüdischer Bücher“ den Scheiterhaufen des braunen Terrors übergeben – Schätzungen sprechen von rund 70% zerstörter jüdischer Büchereien allein in Polen (S. 122). Erst jüngst durch entsprechende Forschungsarbeiten ins allgemeine Bewusstsein gerückt ist der Tatumstand, dass eine stattliche Anzahl jüdischer Bibliotheken und (Privat-)Sammlungen gezielt geraubt wurden, von denen Teile in das im März 1941 in Frankfurt am Main eröffnete „Institut zur Erforschung der Judenfrage“ verbracht wurden. Zweck dieser Aufbewahrung war schlicht die Bereitstellung dieses wertvollen „Materials“ für weltanschaulichen Kampf und parteipolitisch-ideologische Schulung. Daneben gab es aber auch „Ghetto-Bibliotheken“, die einerseits, wie im Warschauer Ghetto, verboten waren, andererseits von der deutschen Kommandantur, wie im Wilnaer Ghetto, gestattet, wenn nicht sogar, wie in Theresienstadt, eigens auf Befehl der SS-Lagerleitung aufgebaut wurden – wenn auch einzig zu propagandistischen Zwecken (vgl. S. 138ff.). Nach 1945 ging es dann um die Rückführung der geraubten Bibliotheken an ihren angestammten Ort, ein Unterfangen, das bis heute nicht abgeschlossen ist und mit Sicherheit auch nie wird abgeschlossen werden können, nicht zuletzt aufgrund rechtlicher Unsicherheiten, wie Markus Kirchhoff auf S. 151 zu bedenken gibt.

Die flächendeckende Untersuchung berücksichtigt einen ganz entscheidenden Teil jüdischer Bibliotheken. Indes – in der Darstellung fehlt – bis auf einen kurzen Hinweis auf S. 85 – zum Bedauern der Rezensentin, selbst Leiterin einer „jüdischen Bibliothek“ und Verwalterin eines Teils der sogenannten Breslauer Bibliothek, die Bibliothek des Jüdisch-Theologischen Seminars zu Breslau. Zweifelsfrei jedoch hat Markus Kirchhoff ein Buch vorgelegt, das aus der Bibliotheksgeschichte nicht mehr wegzudenken sein wird; die bibliographische Auswahl wie auch der Anmerkungsapparat sind beispielhaft.

*Yvonne Domhardt*